Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Bretonisches Tagebuch [Schluss]
Autor: Löw, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764129

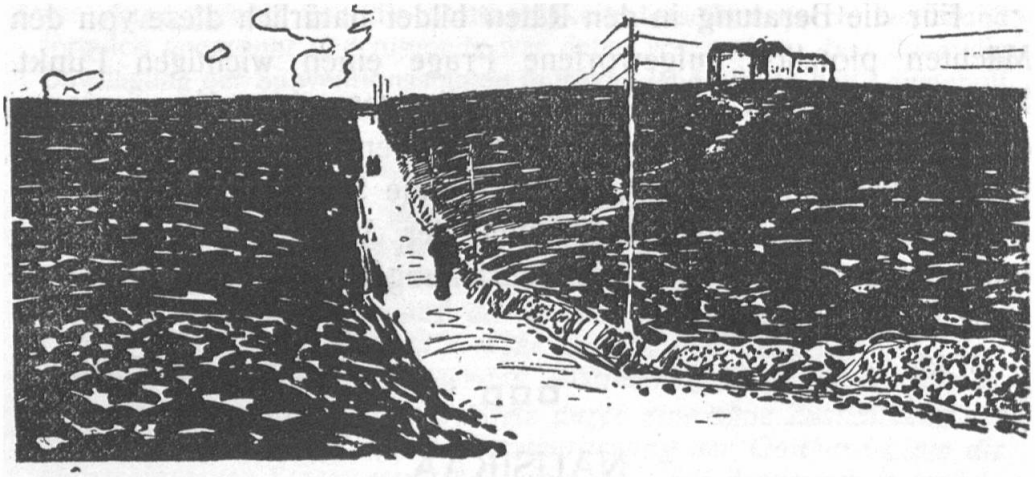
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



BRETONISCHES TAGEBUCH

VON RUDOLF LÖW

(Schluss)

Bei Sonnenuntergang spielte sich eine eigentümliche Erscheinung über mir ab. Im ganzen Umkreis stiegen mächtige Wolkenballen auf, die im Zenit zu gewaltigen Ungeheuern anwuchsen. Wie die Rauchwolken aus tausend Vulkanen schwebten die Wasserbäuche in der Höhe, gegen Westen feuerrot beleuchtet, schwindelerregend wie ein Weltuntergang. Ich verspreche mir nichts Gutes für morgen und bin froh, dass meine blaue Nachmittagstudie fertig geworden ist.

1. Juni.

Nebel und Regen halten mich zu Hause. Es entbrannte ein bitterer Kampf mit den Kindern. Sie schrien alle nach Schokolade, polterten an die Türe, warfen Steine an die Fenster und hielten mich offenbar für den gutmütigen Schneider Böck, von dem nichts zu befürchten war. Aber auch diesmal kam zuletzt die Strafe. Als sie wieder an die Türe polterten, stieg ich aus dem Fenster, schlich um das Haus, erwischte das wildeste Teufelchen und zog es in das Zimmer. Lautlos, ohne Widerstand, kam es mit und stand in Todesängsten vor mir, als ich stillschweigend eine Tube Preußischblau öffnete und ihm mit dem Mittelfinger einen pastosen Klecks auf die Stirne tupfte. Kaum befreit, rannte es mit Triumph-

geschrei davon, wischte sich unterwegs die Stirne ab, blieb aber plötzlich überrascht stehen. Die Überbliebenen der wilden Horte kamen herbei, brachen in ein Indianergeheul aus, als sie die blaue Stirne sahen, und rannten entsetzt wieder davon. Das bemalte Geschöpf lief den andern nach; aber alle entflohen, als ob die leibhaftige Pest hinter ihnen her wäre. — Seither ist es stille um mein Haus.

2. Juni.

Als ich früh die Läden öffnete, schaute ein Grenzwächter verwundert zu mir auf. Er hatte an der Mauer Schutz vor Regen und Wind gesucht und war nun froh, eine menschliche Stimme zu vernehmen. Er erzählte mir viel von seinem harten Beruf und von den Fischern der Gegend. Sobald ein Schiff strande, seien sie unbändig und raubgierig. Bevor sie die Toten ins Trockene bringen, stehlen sie das Holz. Neulich wurde in den Klippen außerhalb der Pointe du Raz ein schwedisches Schiff festgeklemmt. Statt den Gestrandeten das Nötigste zu bieten, prügelten und bestahlen die barbarischen „Retter" die erschöpfte Mannschaft. Auf Ile de Sein kommt das Strandgut jährlich zur Versteigerung. Die Bewohner haben im Laufe der Zeit für wenig Geld sämtliche Hausgeräte, worunter viel Silbergeschirr, ausschließlich der gefahrreichen Gegend zu verdanken. Zur Entschuldigung führte der Grenzwächter die außergewöhnliche Armut der Anwohner an. Sie seien ärmer als anderswo. Um Brest herum seien sie auch nicht reich, aber doch nicht so arm wie hier.

Die Erzählungen des einsamen Strandhüters hatten meine Sympathie für die Meerbewohner etwas ins Schwanken gebracht. Als ich aber im Laufe des Tages einem dieser Seeräuber mit der knallroten Wolljacke begegnete, verführten mich die unschuldigen blauen Augen in dem sonnverbrannten Gesicht doch wieder zur Erneuerung des Freundschaftsbundes. Ich lud den Mann ein, er solle zu einem Abendtrunk kommen und noch ein paar Kameraden mitbringen. Heute sei mein Geburtstag, den wollten wir unter den Felsen feiern. Abends wartete ich aber vergebens. Regen oder Misstrauen wird sie zurückgehalten haben. Ich bedauerte das misslungene Geburtstagsfest, besonders da ich bei dieser Gelegenheit die Anschauungen über Strandgut aus dem Munde der Gegenpartei zu vernehmen hoffte. Auch gerade heute wäre ich

besonders gern für eine Stunde mit Menschen zusammengesessen.

Die Heide ist unendlich leer. Der Nebel ist nicht so trostlos wie diese weite Leere. Die fernste Linie des Meeres ist wieder sichtbar. Vor einer unendlich großen Wolkenwand jagen hellere Nebelfetzen vorüber. Die Leuchtturmlichter zucken nervös auf und verglimmen rasch. Am Strand tobt das Wasser, dass man es hin und wieder bei geschlossenen Fenstern dumpf donnern hört. Rings um das Haus klopft der Regen auf die Dachrinnen. In der Einsamkeit lebt man unendlich lang. Wenn man Abend für Abend am Fenster sitzt und warten muss, bis langsam die Nacht alles verdunkelt, dann werden Wochen zu Monaten.

3. Juni.

Regentag. Gegen Abend wurde es im Osten heller. Spaziergang im Sand in der Baie des Trépassés. Kieselsteine in allen Farben liegen im Sand; so lange sie feucht sind, haben sie einen matten Glanz wie Schafaugen. Die Baie liegt am Ausgang eines Tales. An der Grenzlinie, wo der vordringende Geröllschutt aus dem Land von der Flut zurückgedrängt wird, lagern sich die Kiesel zu großen Haufen; dahinter kommen Dünen und Sandflächen, Sumpfgras und ein kleiner See, für den einem beinahe bange wird; bei einer außergewöhnlichen Sturmflut kann er vom Meer aufgefressen werden. Das abfliessende Süßwasser verschwindet unter dem Steinwall und wird als Grundwasser aus dem Sand gedrückt. Dabei entstehen tausend winzige Quellen, die sich im Sand ihre besonderen Flussbettchen einfressen. Es sieht aus, als ob ein Ungeheuer seine Haarsträhnen zum Trocknen ausgebreitet hätte.

Beim Nachtessen erzählte ich meiner Wirtin von den schönen Kieselsteinen in der Baie. „Ah, vous avez rendu visite à la princesse Dahut?“ Ich verstand die Anspielung nicht. Die Alte lachte heiser und sang ein paar bretonische Verse, die sie mir nachher in mein Abrechnungsbüchlein aufschrieb.

„Arabed eo en embarat!	(Hüte dich vor der Liebe!
Arabed eo arabadiat!	Hüte dich vor Torheit!
Goude levenez, kalonad!“	Nach dem Vergnügen der Schmerz!)
„Neb e beg e kig ar pesked,	(Wer in das Fleisch der Fische beißt,
Gand ar pesked a vo peget,	Wird von den Fischen gebissen werden;
Ha neb a lonk a vo lonket.“	Wer verschlingt, wird verschlungen.)

Die Melodie wiederholt sich nach je drei Zeilen und wird auf die Länge unheimlich eintönig. Wenn man diese Verse zwanzigmal herunterleiern hört, ahnt man gar nicht, was für eine farbige Geschichte darin steckt.

In der Baie des Trépassés soll noch im fünften Jahrhundert eine Stadt, Ker-Is, gestanden haben. Darin regierte König Gradlon, der fromme Beziehungen zu Gwénnolé, dem Gründer des ersten bretonischen Klosters, hatte. Ker-Is wurde bei den großen Sturmfluten durch ein Bassin geschützt, das die überflüssigen Wasser aufnahm. Gradlon besaß den silbernen Schlüssel zu einer Geheimtüre und regelte jeden Monat eigenhändig die Flut. Gradlons Tochter aber, Dahut, war ein sündhaftes Geschöpf, das sich während der Nacht in ihren Privatgemächern den wildesten Ausschweifungen hingab. Jeden Abend musste ein Negersklave einen Fremdling herbeischaffen, der in einer Maske bei der Königstochter eingeführt wurde. Am frühen Morgen aber verschwand das Weib; und der Fremdling, den eine Feder in der Maske erdrosselte, wurde als Leichnam wieder fortgeschleppt und weit weg im Gebirge in eine Felsenschlucht geworfen. Eines Tages fehlte dem König der silberne Schlüssel. Die Tochter hatte ihn heimlich entwendet, und, um das Maß der Ausgelassenheit voll zu machen, freventlich das Bassin geöffnet. Die Flut drang in die Stadt und überschwemmte das Land. Der König entfloh auf einem Ross, hinter sich die schändliche Tochter festhaltend. Aber aus den nachstürzenden Wellen rief eine Stimme, wenn Gradlon nicht umkommen wolle, soll er den Dämon von sich stoßen. Die Tochter stürzte erschreckt in die Flut und kam um. Die Wellen aber blieben stehen, und Gradlon war gerettet.

„Fremdling, Fremdling, hast du das wilde Pferd Gradlons durch das Tal reiten sehen?“

„Ich habe das Pferd Gradlons nicht gesehen; ich habe nur in der schwarzen Nacht ein Geräusch gehört: Trip, trep, trip, trep, trip, trep!“

„Fischer, hast du die Tochter des Meeres gesehen, wie sie in der Mittagssonne am Ufer ihr goldblondes Haar kämmte?“

„Ich habe die weiße Tochter des Meeres gesehen, habe sie sogar singen hören. Ihr Gesang war klagend wie die Wellen.“

Die Wirtin erzählte noch bis in die Dunkelheit. Ich hörte aber nicht mehr hin, als sie anfing, auf die liederlichen Töchter von heute zu schimpfen, die zu Geld und Gut kommen, während die ehrlichen Menschen bis ans Lebensende rackern müssen. Ich zog meine Kappe über die Ohren, hüllte mich in meinen Mantel und spazierte noch über die nasse Heide an die Baie. Der Nordwind fegte wütend über das Land.

4. Juni.

Wieder schlechtes Wetter; das Meer schiefergrau. Das Gebirge ist starr; seine Bewegungen sind so langsam, dass sie uns selten zum Bewusstsein kommen. Das Meer ist uns Menschen verwandter; es ist stets in Bewegung und hat seine Stimmungen, ja wir möchten dem Wasser wie uns selber einen eigenen Willen zuerkennen. Die gefürchteten Bewegungen des Ozeans sind aber im Vergleich zu seiner ungeheuren Masse sehr klein; die Schwingungen unserer Herzmuskulatur sind im Verhältnis unvergleichlich mächtiger und gefährlicher.

Guillaume, der Freund meiner Wirtin, hat Recht, wenn er sich für den Nabel der Welt hält. Nach dem unendlich Großen und nach dem unendlich Kleinen ist der Weg gleich weit; darum darf sich jedes Wesen für das maßgebende Normaltier halten.

5. Juni.

Unbeholfene Menschen brauchen hier am Meer einen Bergführer, von dem sie am Narrenseil herumgeführt werden. Die Führer stellen es raffiniert an, um sich unentbehrlich zu machen. Wo sich der Fußweg satt über einer Felswand vorbeizieht, werden die Kunden sorgfältig an der Hand geführt; die geängstigten Damen kommen nicht auf den Gedanken, für einen Moment den Weg zu vermeiden, um ein paar Schritte landeinwärts gemächlich durchs Heideland zu gehen. Es sieht drollig aus, wie sich die vornehmen Fremden von einem armen Teufel tyrannisieren lassen. Statt dass sie ein paar Stunden an der Küste herumschlendern und sich dort niederlassen, wo es ihnen besonders gut gefällt, laufen sie fortwährend hinter dem Führer her, immer voran, um den Mann nicht zu lange aufzuhalten und immer im Vertrauen, er müsse am besten wissen, wo es am schönsten sei. Dabei ist es aber umgekehrt. An der langweiligsten Stelle werden sie ihrem

eigenen Schicksal überlassen; einzig dass sie noch die Größe des Trinkgeldes beraten dürfen, um unterdessen von einer Schar Bettelkinder umgeben zu werden, die nicht ruhen, bis sie ihren Tribut empfangen haben. Während der Saison ist es besonders schlimm. Da gibt es erbitterte Kämpfe unter den Führern. Sie hängen sich an die Wagen, rennen eine Stunde weit ihren Opfern nach und verderben ihnen mit ihrer Aufdringlichkeit den Naturgenuss.

Sonntag, 6. Juni.

In der Baie liegt bei Ebbe ein Feld von Steinblöcken frei, die im Laufe der Zeit zu metergroßen Laiben rund und glatt geschliffen werden. Einzelne sind mit einer spröden Kruste bedeckt, auf denen der Fuß besseren Halt findet. Ich ahnte dabei nicht, dass ich mit meinen Nagelschuhen ganze Muschelkolonien zertrat. Diese Muschelkruste sieht aus wie eine plastische Mondkarte. Nusschalengroße Gebirgskegel kleben auf dem Fels; dazwischen liegen kleine Krater; einzelne sind ausgefüllt, in anderen liegen winzige, kaum millimetergroße Schneckenhäuschen. Wunderbar blaue Tierlein spazieren durch die Talrinnen, und kleine, rote Spinnchen rennen blitzartig über Berg und Tal, zehnmal schneller als ein Automobil. Zwischen den Steinen bleiben nach jeder Flut Wassertümpel zurück, die sich zu natürlichen Aquarien ausbilden. Ich legte mich auf den Bauch und freute mich über die unbekannten Lebewesen. Aufsteigende Luftbläschen, die an der Oberfläche platzten, knisterten wie verglimmende Holzkohlen. Die Pflanzen und Tiere im Wasser sind wunderbar farbig. Smaragdgrüne, schleierartige Gebilde schwanken in dem leichtbewegten Wasser hin und her: Eine Algenart verzweigt sich wurmartig in elegante Spiralschnörkel. Über alles schön sind kleine purpurviolette Samtkäppchen; oben aus einer Öffnung gucken die Spitzen granatroter Fühlhörner heraus. Plötzlich aber liegt an Stelle des Samtkäppchens eine Art Blume, eine braunrote Aster. Es sind Seesterne. Die Fühlhörner bewegen sich und zucken beim Berühren zusammen. Ich hielt eine Muschel hin, die sofort festgehalten wurde, aber leicht wieder zu befreien war. Eines der blauen Käferchen, das ich den Fühlern zustieß, wurde aber unbarmherzig gefangen genommen und in eine Falte geschoben. Als ich an dem gefalteten Rand herumstocherte, wurde eine Kette

dieser blauen phosphoreszierenden Tierchen sichtbar, wie eine Reihe herrlicher Edelsteine auf dunklem Samt. Da tat es mir leid um das arme Tierchen, das ich vorzeitig um seine Freiheit gebracht hatte.

Vorsichtig, Schritt für Schritt, schlichen Taschenkrebse aus ihren feuchtdunkeln Winkeln, und rätsch, wenn ich nur einen Finger bewegte, verschwanden sie wieder. Einer der Krebse ließ sich einmal zu weit vor. Ich packte ihn und kujonierte ihn ein wenig zur Strafe für sein ekliges Aussehen und für seine Ausreißernatur.

Ich werde nun auf meinen Wanderungen vorsichtig wie ein Schüler Buddhas. Man weiß nie, was alles unter einem zerstört wird. Die ledrigen, salzklebrigen Tangriemen sind noch am solidesten. Die Zweiteilung des Tanges entspricht dem Fortpflanzungssystem der Franzosen; in einem neuen Nationalwappen dürften wohl die verdrängten Bourbonenlinien durch stilisierten Blasentang ersetzt werden. Die zu riesigen Kieseln gerundeten Felsstücke sehen aus wie angeschwemmte Schädel und Rümpfe. Einzelne sind mit Perücken aus giftgrünen Fadenalgen bedeckt, zum Teil sorgfältig gescheitelt, andere kahlköpfig. Da und dort höhlt ein harter Kiesel die poröse Felsunterlage aus, wobei, wie in den Stromschnellen von Laufenburg, eigentliche Gletschermühlen entstehen.

Einzelne Riffe sind vollständig mit blauschwarzen Miesmuscheln bedeckt.

Im Verlauf einiger Stunden bricht aber die Sintflut über diese kleine Lebewelt herein. Die äußersten Tümpel sind schon zu schwankenden Stromschnellen geworden. Die Strudel rücken immer näher zum Ufer, bis mein Zwerggebirge vollständig unter Wasser steht. Wie eine gelb und grüne Schlangenhaut kräuseln die Wellen über dem versunkenen Land. Die Steine unter dem Wasser leuchten seegrün, die hellsten gelb und rot wie angelaufenes Messing und Kupfer; dazwischen schwanken die dunkelvioletten Flecke der Muschelbänke.

Am Nachmittag während der zweiten Ebbe befestigte ich die Staffelei auf einem erhöhten Felsen.

Nun hat mich aber die Flut von meinem Standorte mehr und mehr weggedrängt. Das Wasser steigt viel höher als ich

gerechnet habe und bespült mehr und mehr meine Staffelei. Ich muss nun rittlings auf einem Felsband sitzen und zusehen, wie die Wellen an dem Gerüst herumzerren. Zum Glück spannen die nassen Seile immer stärker an. Zu beiden Seiten ist der Zugang überschwemmt; ich muss darum den Rückzug der Flut abwarten. Drüben bei der Staffelei liegen die Pinsel und die Palette, bei mir eine zweite Leinwand, das ist eine schlimme Lage. Der Wind wird stärker und jagt die Wellen bis zum Keilrahmen. Eine Leiste der Staffelei ist losgerissen; der Rest scheint sich aber zu halten. Wenn ein Sturm losbräche, wäre ich verloren, denn hinter mir steigt eine steile Wand auf. Von der Pointe du Van kommt ein Boot gerade auf mich zu; es wird umhergeworfen wie der Affe auf dem rennenden Hund im Zirkus. Vielleicht sieht man mich. Aber es nützt doch nichts, das Boot darf nicht so nahe zu den Felsen kommen. Ich muss aussichtslos warten bis zum Abend. Das unrichtige Berechnen der Fluthöhe hat schon manchem das Leben gekostet. Als sicheres Festland, das von der Flut nicht erreicht wird, gilt der pflanzenbewachsene Boden. Besonders gefährlich werden oft kleine Inseln, die bei Ebbe trocken liegen und beim Sturm völlig überspült werden.

Erst gegen acht Uhr abends gelang es mir, einen Strudel zu überspringen und zu entkommen. Meine Wirtin mahnte mich mit aufgehobenem Finger zur Vorsicht und fragte mit weiblichem Instinkte, ob ich verheiratet sei. Als ich verneinte, erzählte sie ihre Verlobungsgeschichte, die recht tragisch verlaufen ist. Ich musste noch bei Dunkelheit in die Baie hinunter, die Staffelei loslösen und alles Malgerät in einer Felsenspalte bergen. Die Felswände waren schwarz wie Feuerstein.

7. Juni.

Ausgezeichneter Tag. In einer Felsspalte gut gegen den Regen geschützt. Abends Spiegelungsstudien in der Baie.

Die größten Inseln, welche südlich der Bretagne im Ozean dem Wasser den stärksten Widerstand geboten haben, bestehen aus Glimmerschiefer. Es scheint, als ob dieses Gestein weniger rasch vom Meer weggefressen wird als der härtere, körnige Granit. Das Wasser muss den Schiefer langsam wegspülen, während sich beim Granit mächtige Stücke loslösen und abstürzen. Ein hoher Felsenturm an der Baie ist schon in tausend Quadern gespalten,

eines Tages wird der Bau zusammenbrechen. In unserem Klima würde ein kalter Winter genügen, um den Turm zu sprengen. Der Ozean als Zerstörer wirkt im Winter zugleich als Beschützer, indem er schroffe Kälte mildert und die rasche Verwitterung verhindert.

8. Juni.

Prächtiger Morgen. Sonnige Studie der Riesenkiesel in der Baie des Trépassés. Um Mittag begrüßt mich ein alter Briefträger, gibt mir die Hand und fragt herzlich, wie es mir gehe. Ich sehe ihn zwar zum erstenmal, er gleicht auffallend dem alten Kaiser Wilhelm I.

Man kann die Kamine von Leskoff unterscheiden; es gibt ein Gewitter. Die helle Häuserreihe des Dorfes steht in den feinsten Tönen, dunkelgrün und braunviolett und blau. Vom Festland kommt drohend eine grünblaue Wand herangezogen; sie verdüstert das Meer und umschließt die Halbinsel. Vorn ist der gelbe Boden noch beschienen. Die schwarzen Schafe schauen still und unbeweglich ins Land. Ein Knabe treibt hastig zwei Pferde heim. Der Luftdruck wird unerträglich. Endlich kreuzen Blitzraketen durch die Wetterwand. Jetzt ist es dunkle Nacht. Ein Windstoß bringt die ersten Wasserstreifen, und nun strömt es auf das Haus. Den wilden Blitzen folgt rasch der Donner, aber auffallend gedämpft. Es gießt unerhört, wolkenbruchartig. Die Heide glänzt wie ein See. Im Hausgang rauscht es durch die Rinne wie in einer Turbine. Die Blitze blenden mir die Augen.

Nun ist das Schlimmste vorüber. Die Schafe stehen noch immer unbeweglich und gesenkten Kopfes da. Vor meinen Fenstern füttern Pferde behaglich drauf los und lassen sich begießen. Leskoff steht jetzt in einem samtweichen, pflaumenfarbigen Blau; dahinter ein gelbgrauer Horizont. Die Wegrinnen in der Heide spiegeln den Himmel. Weit auf dem Meer ziehen große Segler.

Sobald der Regen nachließ, eilte ich in die Baie und konnte noch rechtzeitig die Keilrahmen mit dem Regenmantel zudecken, bevor das Wasser das Gestein durchdrungen hatte und die Schlucht zu einer Tropfsteinhöhle wurde. Durch die Wege einer Bodenmulde, in der alles Wasser von der Heide zusammenlaufen muss, schossen wilde, gelbe Bäche, die sich vereinigten und als Gießbach über die Felswand ins Meer stürzten.

Auf dem Rückweg stampfte ich durch das Wasser zur Buvette. Ein paar Männer vor der Bude redeten hin und her über das Wetter. Solche Wassermassen seien seit langher nicht mehr heruntergekommen. Mein alter Freund mit den Triefaugen erzählte auch von Wasser und Sturm. Er zeigte auf den Leuchtturm in den Klippen außerhalb der Pointe du Raz. Der Turm sei 36 Meter hoch und immer noch nicht hoch genug. Vor vier Jahren habe bei einem ungeheueren Sturm das Wasser ein Fenster der Laterne eingedrückt; die Wächter mussten mit Matratzen und Tüchern die Öffnung zustopfen. Auf der Straße habe man nicht mehr gehen können, der stärkste Mann sei beinahe umgeweht worden.

Alles was ich bis jetzt gesehen habe, sei noch kein Sturm. Einer der Wächter vom Semaphor berichtete, er sei beauftragt, bei außergewöhnlichem Sturm einigen Herren im Land, die sich an dem großartigen Schauspiel erbauen wollten, zu telegraphieren; ein schlimmer Sturm halte gewöhnlich einige Tage an.

9. Juni.

Wieder sonniges Wetter.

Die Wirtin hat mir heute den Tisch im Freien gedeckt. Jeden Abend gehen dieselben Menschen vorbei; man kennt schließlich die paar Gesichter auswendig. Besonders zwei Führer gehören zur täglichen Erscheinung, drollige alte Burschen mit Säbelbeinen. Die Hände in den Taschen wackeln sie nebeneinander her. Der eine bleibt sicher stehen und tauscht mit der Wirtin ein paar triviale Sätze aus; der andere wartet zehn Schritte weiter mit einem brummigen Gesicht. Beide ziehen dann leicht hinkend wieder weiter, werden auf der geraden Straße immer kleiner und gehen schließlich als zwei dunkle Punkte hinter dem Hügel unter. Mit ihrem Verschwinden ist die Heide frei und gehört ganz und gar mir; höchstens dass gegen Leskoff zu der alte Guézengo, mein triefäugiger Freund, noch auf seinem Acker herumstochert. Der liebe, alte Mensch hat immer noch ein langes Gespräch übrig. Heute erzählte er mir auf seinem Heimweg ausführlich, wie er im siebziger Krieg beinahe nach Paris hätte ziehen sollen. Er fragte auch nach meiner Heimat, ob wir auch so gute Luft hätten wie hier am Meer. Vor Leskoff führte er mich von der Straße ab, er wolle mir das Dorf einmal von einer anderen Seite zeigen. An der Hauptstraße liegen gewöhnlich die faden Neubauten mit den

Schenken; darum sehen die Dörfer für den Vorbeifahrenden eines wie das andere aus. Durch winklige Seitengassen mit feinen Häusersilhouetten führte er mich bis vor sein Haus und wies mit Stolz auf den schönen Ausblick zum Meer. Ob ich ihm nicht die Ehre erweisen wolle, einzutreten? Ich durfte nicht ablehnen, obschon mir von den luftlosen Räumen der Bauernhäuser bange wird. Der Eingang ist hinter dem Haus gegen den Hof. Im Steinbalken über der Türe steht eine Inschrift:

Marie A. Mevel V
de A. P. Guézengo
(Marianne Mevel, Veuve de André Pierre Guézengo)

Das sind die Eltern meines Gastfreundes. Die Namen der das Haus übernehmenden Erben kommen jeweilen in den Querstein über ein Fenster.

Clet André Guézengo
Jeanne Olive Chever

Dieser Clet André, mein Freund, ist nun selber schon Großvater, der mit Kind und Kindeskindern das Haus bewohnt, bis eines schönen Tages eine weitere Inschrift eingemeißelt wird. Die Jeanne Olive hat schon Platz gemacht.

Im Hause fand ich einen überraschend schönen Raum, ländlich-schmutzig, aber äußerst stilvoll. Die Wände sind dunkelrotbraun vertäfert und mit schönen Messingbeschlägen verziert. Auf Schäften lehnen fröhlich farbige Teller an das dunkle Holz. In einer Nische steht eine bunte Madonna. Kleine Schiebtüren mit Gitterfensterchen führen zu den Schlafstellen, in eine Art Wandkasten, die wohl aus den Schiffen aufs Land übertragen worden ist. Um in eine dieser Bettstellen zu gelangen, muss man über die Tischbank direkt in den Kasten klettern. In einem solchen Loch liegen oft zwei, manchmal sogar drei Schläfer. Der Tisch, umgeben von Bänken und Wänden, wird von einem kleinen Fenster beleuchtet; man sitzt daran gut aufgehoben und warm eingeschlossen.

Der Alte bot mir zum Willkomm von seinem Brot. Auch Milch und Butter musste ich nehmen. Der Brotlaib, halb Mühlstein, halb Schweizerkäse, hat eine harte Rinde; das schmackhafte Innere ist aber feucht und weich wie Grahambrot. Die abfallenden Krumen wurden von den Hühnern unter dem Tisch aufgepickt.

Die junge Frau lehnte stehend an den Tisch, schnitt unzählige Brotscheibchen und verteilte sie in sieben buntbemalte Schüsseln. Die junge Mutter war sehr verlegen, weil sie nicht französisch verstand. Als ich erzählte, dass eine gute Schweizerkuh im Tag bis zwanzig Liter Milch gebe, übersetzte der Alte mit Erstaunen diese Neuigkeit. Die Frau lächelte aber ungläubig vor sich hin. Nach dem kleinen Imbiss wurde mir der Rest der Stube gezeigt. In demselben Raum ist ein tiefer Kamin, in dem man bequem sitzen kann, ferner die Küche mit einem Tisch aus Granit. Wie bei uns alte geschnitzte Truhen, so sind hier alle Stücke aus Stein eine Art Familienheiligtum. So musste ich einen Granittrog im Pferdestall und den Schüttstein, eine kleine Gletschermühle, bewundern. Besonders vornehm wohnen die Schweine. Im Hof sind schöne Quadern zu einer kleinen Kapelle mit gotischen Türen aufgetürmt. Die Schafe wohnen einfacher.

Guézengo nahm meine Lobpreisungen mit Schmunzeln entgegen. Als ich mich verabschiedete, rannten die Kinder schreiend in den Hof. Der Alte verlangte, sie sollten mich begrüßen; aber sie wollten nichts von mir wissen, rannten eine Steintreppe hinauf und betrachteten vom erhabenen Altan den fremden Mann. Auf der Straße warteten neugierige Weiber, wie man bei uns an Hochzeiten am Kircheneingang steht. Auf dem Heimweg entdeckte ich, dass meine Kleider unauslöschlich mit den Gerüchen des überaus schmutzigen Hofes durchtränkt waren. Nun ist mein Preußischblauattentat gerächt.

Ich kann der allgemeinen Meinung, dass die Bretagne ein düsteres, abgelegenes Land sei, nicht beistimmen. In der Dämmerung war ringsum alles so unaussprechlich schön. Leskoff mit seinen ummauerten Äckern, mit seiner Felsenbucht, mit dem Heideland und dem Meer kann einem Künstler für ein Leben ausreichen. Italien mag lieblicher, sonniger sein; die bretonische Küste ist mächtiger, monumentaler.

10. Juni.

Am Nachmittag musste ich in der Baie des Trépassés mein Zelt abbrechen und an die Südküste auswandern. Ein Nordwind blies in meine bespannten Keilrahmensegel und erleichterte mir so den Auszug. Nun steht meine Staffelei auf einem Vorsprung bei der Bucht von Leskoff. Ein Schutzdach aus Tuch flattert

fröhlich im Wind. Mein Vertrauen zu den „Eingeborenen“ ist so weit gediehen, dass ich über Nacht mein ganzes Wanderatelier im Freien liegen lasse. Beim Studium der Wasserstrudel und Strömungen um die Felsenriffe beobachtete ich Ähnlichkeiten mit dem Wasserlauf von Stromschnellen. Das Wasser wird in die Felsspalten aufwärts getrieben und schießt mit denselben Bewegungen wie das Flusswasser bei Laufenburg wieder zurück, biegt unten am Fels in einem Wirbelbogen seitlich ab, stößt auf die Strömung der Nachbarschlucht und wird in einem schäumenden Wellenkamm gebrochen. Die weisse Kammlinie schlängelt sich in das offene Wasser hinaus und verläuft in Schaumringe und Marmornetze, deren Zeichnungen einen stundenlang gefangen halten. Oft sammeln sich mehrere Gischtflecke zu einer Schauminsel, die unverändert die Wellen durch sich tänzeln läßt. Die Unerschöpflichkeit des Wassers im Erfinden neuer Figuren ist erstaunlich. Das Meer tanzt in der feinsten Eurhythmie. Und wie seine Bewegung vom Wind, so hängt seine Farbe von der Umgebung ab. In seinen unzähligen Spiegeln strahlt die Außenwelt farbig verklärt wie in einem Dichterauge.

11. Juni.

Das Meer wird jeden Tag schöner; die Augen wissen gar nicht, wie sie so viel Pracht fassen sollen. Bei der Wirtin mitten in den Pfannen und Flaschen stimmte ich ganz unvermittelt einen Lobgesang auf die Schönheit der Natur an. Da in Frauen neben der praktischen Veranlagung jederzeit religiöse Extasen latent sind, geriet auch die gute Alte in eine Verzückung und sagte auf ihre Weise ihr Sprüchlein zur Verherrlichung der Schöpfung auf: „Ah, que je l'adore, le bon Dieu, le créateur de tout ce qui est beau, que je l'adore.“ Sie öffnete die hintere Tür ihrer Bretterbude und zeigte mit einer prophetischen Armbewegung auf das Meer gegen die Pointe du Van. „Y a-t-il de plus suprême que cette mer?“ Wenn im Sommer die Kundschaft komme, dann wolle sie allen diese Türe öffnen und ihnen den schönsten Ausblick der Gegend zeigen und mit allen glücklich sein. Sie wisse wohl, ihre Bude sei klein; Madame Courtemanche möge von ihrem Hotel aus über die „Petite boîte“ mitleidig lächeln; es komme doch der Tag, an dem die stolze Frau in einem noch kleineren Kasten wohne.

12. Juni.

Nun geht es zu Ende. Meine Vorräte sind erschöpft. Die letzte Tube Weiß ist ausgedrückt.

13. Juni.

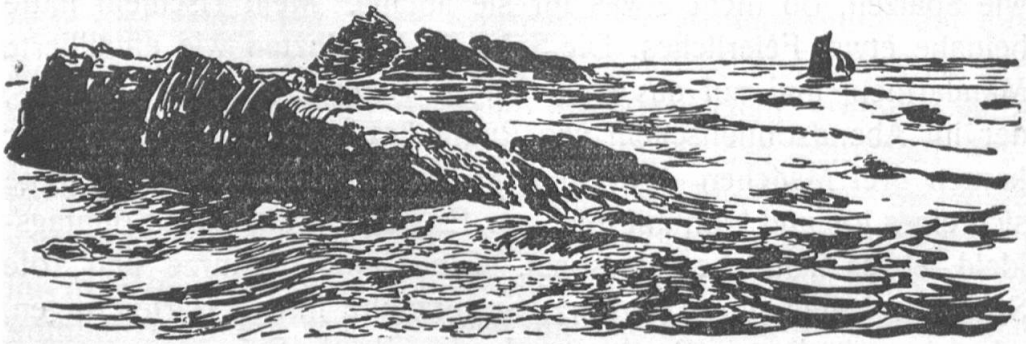
Bis 10 Uhr gepackt. Spaziergang an die Pointe du Van.

Unten blendete der helle Sand die Augen, dass daneben das ferne Bild in dunklen Farben leuchtete. Horizontale Farbenstreifen lösten sich ineinander auf, durchsichtig wie ein Spektrum. Von oben nach unten der Himmel: blau, marsrot, karmin, violett, blaugrün; von hinten nach vorn das Meer: abwechselnd marsrot und smaragdgrün die Wellen, grüngelb der Schaum; gelbgrüner Sand mit Spiegelungen des Himmels; vorn der Sand blendend hellgelb.

In einer Bucht waren die Felsen rotviolett und das Wasser grün, aber leuchtend und warm wie sonnenbeschienene Glasmalereien in einer Kirche. Die Pointe du Van ist noch viel einsamer und schöner als die Pointe du Raz. An steilen Felshängen mit heimlichen Quellen schießen Margeriten und Hahnenfuß üppig in die Höhe. Auf der Heide standen ein paar braune Pferde im schönsten Glanz. Beim Abschied schaut sich das Auge gierig um, und ungeahnte Schönheiten leuchten noch auf.

Meine Zimmer im Hospiz sind unwohnlich geworden. Die Sonnenstrahlen brechen sich auf verkrümmten Sardinenbüchsen und auf gebrauchtem Geschirr. Marianne ist heute ausgeblieben; ein grobknochiges Mädchen hat die Milch gebracht. Nach einem langen Mittagsschlaf hielt ich eine letzte Umschau über das schöne Heideland. Der prächtige Sonntag brachte modisch gekleidete Gäste in die Gegend. Die Wirtin hatte einen guten Tag. Vor der Buvette ging es lebendig zu; am Strassenbord warteten Kinder wie Spatzen, ob nicht etwas für sie abfalle. Mein Tischlein hatte beinahe etwas Feierliches. Die Spiegeleier glänzten wie emaillierte Mandarinen, und auf das Weiß fiel ein Abglanz des roten Weines, der im Abendsonnenschein wie Rubin brannte. Von Leskoff her kamen drei Mädchen Arm in Arm. In einiger Entfernung löste sich eines los und kam auf mich zu. Es war Marianne im Sonntagskleid, etwas fröhlicher als sonst. Eine bunte Schürze und rote Strümpfe belebten das Schwarz. Sie erzählte mit verklärten Augen, wie sie mit ihrem Bruder nach der Ile de Sein zum großen

„Pardon“ gefahren sei. Die Nachricht war mir sehr schmerzlich; ich wäre gern mitgefahren, um dieses interessante, gefährliche Inselland kennen zu lernen. Nun war es zu spät. Wir rechneten miteinander ab über Milch- und Eierlieferungen. Zum erstenmal sah ich Marianne lachen und bedauerte nun, dass ich wochenlang wie ein Brummbär die Mädchen von Leskoff unbeachtet gelassen hatte. Marianne empfahl mir, wieder zu kommen; ich sagte natürlich zu.

Bei Sonnenuntergang saß ich zum letztenmal in den Felsen an der Südküste. Zwischen der Pointe du Raz und den Riffen hinter dem Wasserstreifen versank die glühende Scheibe im Schönwetterdunst. Das letzte Zipfelchen glühte noch einmal hell auf. Dann war alles vorbei. Ein kühler Abendwind trieb mich von dem Steinsitze weg. In der kahlen Stube las ich den Schluss aus „Pêcheurs d'Islande“.

Am anderen Morgen, als die Sonnenstrahlen noch wagrecht über das Land schossen und in der Buvette den hintersten Winkel beschienen, verabschiedete ich mich von meiner Wirtin und von Guillaume. Die Alte gab mir ihren Segen mit auf die Heimreise. Sie habe in der Nacht noch gebetet, die heilige Jungfrau möge mich einmal eine rechte Frau finden lassen, denn ich verdiene, glücklich zu werden. Ich dankte für ihre Güte und ihre glückverheißenden Wünsche. Dann fuhr ich auf dem Rad dem Morgenwind entgegen, stieg auf dem letzten Hügel nochmals ab und warf meinen Hut in die Luft, um das Tüchleinschwenken der Wirtin zu erwiedern. Am gleichen Tage kam ich noch über Douarnenez, Quimper, Auray bis nach Quiberon, und am nächsten Morgen fuhr ich auf der „Sarah Bernhard“ nach Belle Isle en mer.